

# Das Fremde in der Sprache

Autor(en): **Scharloth, Joachim**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mundart : Forum des Vereins Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): **14 (2006)**

Heft 2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-962020>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sprachgemeinschaft auf dieser Welt, wo die beteiligten Sprachen funktional und emotional genau äquivalent sind – sonst würde man sich nämlich sofort auf eine Sprache einigen.

### *Sprachliche Vielfalt als Chance*

Sprachliche Vielfalt heisst immer auch funktionale Differenzierung, unterschiedliche affektive Evaluation der Sprachen, unterschiedliche Sprachgebrauchsmuster. Und unterschiedliche Gebräuche münden in unterschiedliche Kompetenzen in den Köpfen der Individuen. Spracherwerb und Sprachgebrauch sind nicht zu trennen, sondern sie sind zwei Seiten der sprachlichen Praxis. Mehrsprachige Individuen sind nicht multiple einsprachige Individuen, die Sprachen in ihrem mehrsprachigen System lassen sich gegenseitig nicht in Ruhe, sie befruchten sich einerseits, hinterlassen aber auch Spuren. Das ist normal, und man tut gerade in der (auf ihre vier Landessprachen stolzen) Schweiz gut daran, die Chancen, Eigenheiten und Beschränkungen der Mehrsprachigkeit im Auge zu behalten. In der deutschen Schweiz findet die unverkrampfte Mündlichkeit primär in Mundart statt – sowohl bei BankdirektorInnen als auch bei Kindergärtnerinnen. Wer den Akzent allzu stark auf «selbstbewusstes» mündliches Hochdeutsch legt, fordert also letztlich diesen Platz für das Hochdeutsche ein. Das ist nicht nur unnötig, sondern zum Glück auch aussichtslos.

RAPHAEL BERTHELE, UNIVERSITÄT BERN

## DAS FRENDE IN DER SPRACHE

### *Die DeutschschweizerInnen und die Standardsprache*

#### *Persönliche Erfahrungen*

Als ich vor vier Jahren von Heidelberg nach Zürich an die Universität wechselte, fiel mir vor allem eines auf: Immer wieder entschuldigten sich Studierende dafür, sich nicht richtig ausdrücken zu können, erklärten ihre geringe Beteiligung am Unterricht mit einem Unbehagen am «Schriftdeutschen» und behaupteten, als Deutscher sei ich ihnen per se sprachlich überlegen, jedenfalls im Gebrauch der Standardsprache. Häufig bekam ich sogar den Satz zu hören: «Hochdeutsch ist für uns Schweizer eine Fremdsprache.» Dies setzte mich in Erstaunen. Auch in Deutschland und Österreich gibt es viele Regionen, in denen im Alltag fast ausschließlich Dialekt gesprochen wird, niemand aber kommt auf die Idee, Hochdeutsch als eine Fremdsprache zu bezeichnen. Zudem schien mir – bei allen Unterschieden im Sprachgebrauch – die Ausdrucksfähigkeit der Schweizer Studierenden nicht geringer als die ihrer deutschen Kommilitonen. Woher kam also dieses Fremdheitsgefühl dem Hochdeutschen gegenüber? Was waren die Ursachen für dieses Gefühl, nicht hinreichend gut Hochdeutschen zu können? Ich entschloss mich, der Sache auf den Grund zu gehen: Mit Studierenden dis-

kutierte und analysierte ich ein Semester lang die Besonderheiten der Deutschschweizer Sprachsituation. Gemeinsam suchten wir nach geeigneten Methoden, das Sprachbewusstsein von Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern zu erfassen, und machten erste Erhebungen.

Immer wieder traf ich auf Vorbehalte: Kann ein Deutscher die differenzierte Psychologie des Sprachgebrauchs in der Schweiz überhaupt erfassen? Kann jemand, der nicht in der Schweiz aufgewachsen ist, überhaupt die richtigen Fragen stellen? Wie berechtigt diese Vorbehalte waren und sind, vermag ich nicht zu entscheiden. In jedem Fall sind sie nützlich, denn sie verweisen darauf, dass das Denken über Sprache immer auch etwas mit der eigenen Identität und der Abgrenzung gegenüber (vermeintlich) Fremdem und Fremden zu tun hat.

*Ist Hochdeutsch für  
DeutschschweizerInnen eine  
Fremdsprache?*

In meiner Untersuchung interessierten mich zunächst zwei Fragen: Wie groß ist der Anteil jener, die sich beim Gebrauch des Standarddeutschen unsicher fühlen? Und was sind die Ursachen für dieses Gefühl einer defizitären Kompetenz? Eine Umfrage unter Bewohnern Zürichs und der Innerschweiz brachte erstaunliche Ergebnisse, die auf den ersten Blick widersprüchlich erscheinen:

Die Frage «Ist Hochdeutsch für Deutschschweizer die erste Fremdsprache?» bejahten rund 80% der Befragten. Auf den ersten Blick schien

sich also zu bestätigen, was sogar Studierende der Germanistik behaupteten: der Fremdsprachencharakter des Hochdeutschen. Ein völlig anderes Bild ergab sich aber bei den Antworten auf eine andere, sehr ähnliche Frage. Hier waren die Befragten gebeten, ihre Zustimmung oder Ablehnung zur Aussage «Hochdeutsch ist für mich eine Fremdsprache» zu äußern. Hier gaben nur rund 30% der Befragten an, Hochdeutsch sei für sie persönlich eine Fremdsprache. Es gibt also offensichtlich eine tiefe Kluft zwischen der Einschätzung der allgemeinen Lage und dem persönlichen Erleben.

Ein ähnliches Antwortverhalten lässt sich auch bei der Frage nach der standardsprachlichen Kompetenz beobachten. Nur 6% der Befragten gaben an, in der Schweiz spreche man gut Hochdeutsch. Auf die Frage «Wie gut meinen Sie, kann der durchschnittliche Schweizer Hochdeutsch?» antworteten 76% mit «mäßig», 18% waren gar der Ansicht, die Kompetenz ihrer MitbürgerInnen sei schlecht. Diese doch recht negative Einschätzung muss aber bei genauerer Analyse relativiert werden. Gleichet man die Einschätzung der Kompetenz in der Deutschschweiz nämlich mit der Bewertung der eigenen Kompetenz ab, kommt man zu einem interessanten Ergebnis: Zwei Drittel der Befragten (66,3%) schätzten ihre eigene Kompetenz besser ein als die des durchschnittlichen Deutschschweizers, 62% hielten ihre eigene Kompetenz gar für gut. Individuelles Empfinden und die Einschätzung der allgemeinen Lage klaffen also auch hier weit auseinander.

Kurzum: Schweizerinnen und Schweizer tendieren dazu, ihre Fähigkeiten im Hochdeutschen schlechtzureden. Und das übrigens völlig unabhängig davon, ob eine Person alt oder jung, männlich oder weiblich ist, die Matura oder Volksschulbildung hat. Das Antwortmuster ist das gleiche: Die Hochdeutschkompetenz gilt allgemein als mäßig oder schlecht, das eigene Hochdeutsch aber ist ganz passabel.

Wenn aber mehr als 60% der Schweizerinnen und Schweizer der Meinung sind, gut Standarddeutsch zu sprechen und 70% finden, Hochdeutsch sei für sie keine Fremdsprache, dann ist die Rede davon, Hochdeutsch sei für Schweizerinnen und Schweizer eine Fremdsprache, ein mit Vorliebe gehegtes Vorurteil, ein gerne reproduzierter Topos des sprachreflexiven Diskurses. Mehr aber auch nicht.

### *Ursachen für das Defizienzempfinden*

Dennoch gibt es eine Minderheit von etwa 30%, die ihre eigene Fähigkeit im Hochdeutschen für schwach hält und ein ausgeprägtes Defizienzempfinden beim Gebrauch der Standardsprache hat. Das sollte nicht sonderlich beunruhigen. Ohne dass dafür Untersuchungen vorliegen, würde ich schätzen, dass diese Zahl nicht größer ist als in vergleichbaren Gebieten des deutschen Sprachraums, die durch häufigen Dialektgebrauch im Alltagsleben geprägt sind (etwa in Bayern oder Kärnten). Als ich den Ursachen für dieses Defizienzempfinden nachging, fand ich Ergebnisse, die mich überraschten. Ich hatte erwartet, dass

Personen mit einer guten Ausbildung und Personen, die im Alltag häufiger Hochdeutsch sprechen, weniger Hemmungen im Gebrauch des Standarddeutschen hätten. Aber meine Umfrage ergab keinen Zusammenhang zwischen Bildung und Gebrauchshäufigkeit mit einer negativen Einschätzung der eigenen Kompetenz im Hochdeutschen. Als wichtigster Faktor für die Erklärung des Defizienzempfindens entpuppte sich das Lernalter der Standardsprache: Je früher die Befragten Hochdeutsch gelernt hatten, desto sicherer fühlten sie sich in seinem Gebrauch. Das ist Wasser auf die Mühlen all jener, die fordern, Hochdeutsch müsse schon im Kindergarten gesprochen werden. Zudem zeigte sich, dass es einen nicht zu unterschätzenden Zusammenhang zwischen der Beliebtheit des Hochdeutschen und der Beliebtheit der Deutschen gibt: Wer Deutsche nicht mag, spricht auch nicht gerne Hochdeutsch und glaubt, es nicht gut zu beherrschen; wer die nördlichen Nachbarn hingegen schätzt, empfindet signifikant seltener Defizite beim Gebrauch der Standardsprache. Es hat den Anschein, als werde Hochdeutsch von einem Teil der Deutschschweizer als Sprache der Deutschen empfunden.

### *Schweizer Hochdeutsch – Gibt es das?*

Ein Ausweg aus der Misere scheint BildungswissenschaftlerInnen daher die Propagierung des Schweizer Hochdeutschen zu sein. Um dem Standarddeutschen seine Fremdheit zu nehmen, soll man sich auf die nationalen

schweizerischen Varianten besinnen; statt die unerreichbare deutsche Standardnorm im Unterricht zu vermitteln, solle man Schweizer Wörter und Formen zulassen, und Hochdeutsch selbstbewusst mit Schweizer Akzent sprechen. Angesichts dieser Selbstverständlichkeit, mit der heute von Schweizer Hochdeutsch als einer gleichwertigen nationalen Variante des Standarddeutschen gesprochen wird, scheint es mir angebracht, einige kritische Einwände zu machen.

Die erste betrifft die Gleichung «ein Staat – eine Kommunikationsgemeinschaft», die von Verfechtern der nationalen Varietäten ins Feld geführt wird. Diese Gleichung geht längst nicht mehr auf. Deutsche Fernsehsender mit deutschem Programm gewinnen in der Schweiz immer größere Marktanteile: und zwar vom deutsch-französischen Kultursender Arte bis hin zu als «Unterschichtenfernsehen» apostrophierten Programmen wie RTL II. Deutsche Zeitungen und Zeitschriften wie DIE ZEIT oder DER SPIEGEL werden in der Schweiz gelesen, so wie die NZZ auch mit Blick auf den deutschen Markt produziert wird, und die großen Sachbuch- und Literaturverlage haben ein einheitliches Sortiment für alle deutschsprachigen Länder. Neben diesem Internationalismus ist aber auch ein Regionalismus zu beobachten: In Deutschland wie in der Schweiz ist Bildung, auch sprachliche, keine Bundesangelegenheit, sondern Sache von Kantonen und Ländern. Und gerade auf dem Feld der Sprachpolitik machen Kantone und Länder Gebrauch von ihrer Autonomie.

Wie fragil und fragwürdig das Konstrukt der nationalen Varietäten ist, zeigt auch ein Beispiel aus der jüngeren Sprachgeschichte: das Verschwinden der nationalen Varietät «DDR-Deutsch». Quasi über Nacht, mit dem Beitritt der DDR zur BRD, kam LinguistInnen dieser Gegenstand abhandeln, freilich ohne dass die Varianten über Nacht aus dem Sprachgebrauch verschwunden wären. Die Identifizierung sprachlicher Variation mit von politischen Grenzen gebildeten Räumen macht also in gewisser Weise blind für die tatsächlichen sprachlichen Verhältnisse.

Damit sind wir beim Kern des Problems und beim dritten Einwand gegen das Konzept der nationalen Varietäten und damit gegen die Konstruktion eines Schweizerhochdeutschen gelangt. Empirische Untersuchungen zeigen, dass nur wenige Varianten tatsächlich schweizspezifisch sind. Die meisten Varianten finden sich auch im Sprachgebrauch anderer, meist südlicher Regionen des deutschen Sprachgebiets. Oft hängt das Vorkommen standardsprachlicher Varianten mit den Dialekträumen zusammen. Und im Fall des Alemannischen geht dieser Dialektraum weit über die Schweizer Grenzen hinaus: in Baden-Württemberg, in Teilen Bayerns, und im Vorarlberg spricht man ebenfalls Alemannisch. Die Konstruktion eines «Schweizer» Hochdeutsch wird der tatsächlichen Variation in der Standardsprache also nicht gerecht. Sie ist ein sprachpolitischer Akt. In Zeiten, in denen Europas Grenzen durchlässig werden, in denen Personenfrei-

zügigkeit für viele Menschen in persönlichen Begegnungen erfahrbar wird, in solchen Zeiten nationale Sprachgrenzen aufzurichten, scheint mir zweifelhaft.

*Plädoyer für die Pflege einer reichen Sprachkultur*

Dennoch hat die Konstruktion «nationaler Varietäten» des Standarddeutschen ihr Gutes: Sie macht Schluss mit der Vorstellung, das Hochdeutsche sei eine homogene Sprache, die keine Variation kenne. Sie rehabilitiert Varianten, die lange Zeit Grammatikern und Verfassern von Lexika im besten Fall als Abweichungen vom herrschenden Usus galten. Die Standardsprache ist nicht einheitlich, und sie muss es auch nicht sein. Sie ist ein komplexes Gebilde, das viele stilistische Schattierungen kennt, und dessen Varianten dazu benutzt werden, soziale und regionale Identitäten von SprecherInnen zu markieren.

Meine Forschungsergebnisse deuten darauf hin, dass die «schweizerischen» Varianten des Hochdeutschen vor allem stilistische sind. In einem Wahrnehmungsexperiment habe ich 50 ProbandInnen Sätze vorgespielt, die deutschländische und schweizerische Varianten des Standarddeutschen enthielten. So genannte deutschländische Varianten schnitten dabei erheblich besser ab als ihre schweizerischen Pendant; letztere wurden von den ProbandInnen fast durchweg als schlechtes Standarddeutsch gewertet. Das deutet darauf hin, dass sie eher auf einer kolloquialen oder informellen Stilebene benutzt werden. Umgekehrt gibt

es Varianten, die Formalität oder gar Offizialität markieren. Um ein Beispiel zu geben: Wenn mein Kollege in einem wissenschaftlichen Aufsatz den Genitiv nach «wegen» benutzt, dann kann dies als angemessen empfunden werden, aber er schreibt deshalb noch lange nicht deutschländisches Hochdeutsch. Benutzt er den Genitiv aber in einem Gespräch, kann es sehr wohl sein, dass die Zuhörenden finden, er habe den der Situation angemessenen Stil nicht getroffen, und das nicht nur in der Schweiz.

Eine Propagierung des «Schweizer» Hochdeutschen enthält eine Tendenz zur Einebnung der faktisch vorhandenen sprachlichen Vielfalt. In der Schweiz ist die Standardsprache reich an Varianten, die in der Kommunikation ganz unterschiedliche Funktionen haben. Wer Varianten, die von Schweizer SprecherInnen als zu einer in formellen Textsorten angemessenen Stilebene gehörig betrachtet werden, als deutschländische Varianten definiert, schafft neue Fremdheit in einem Idiom, das für fast alle Sprecherinnen und Sprecher – auch das ein Ergebnis meiner Studie – ganz selbstverständlich zur Schweizer Sprachkultur gehört. Das Ziel sollte es daher sein, die Ausdruckskompetenz in allen Stilebenen der deutschen Sprache zu fördern. Dazu gehört ein Wissen über die Vielfalt des Standarddeutschen, über seine stilistische und regionale Variation.

JOACHIM SCHARLOTH,  
UNIVERSITÄT ZÜRICH